

Literaturbesprechungen

Michael Kauppert: Erfahrung und Erzählung. Zur Topologie des Wissens, mit einem Vorwort von Hans Joachim Giegel, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010 (2. korrigiert Auflage), 320 Seiten, 34,95 €

Die theoretisch wie methodologisch vielschichtige Untersuchung zum Verhältnis von Erfahrung und Erzählung spannt einen weiten Bogen zur Bestimmung, Verortung und Fundierung von Selbst- und Weltverhältnissen am Beispiel autobiographischer Erzählungen. Im Mittelpunkt steht die Entfaltung des Begriffs Erfahrungsraum, den Michael Kauppert gegen invariante und deterministische Lebenswelttheorien in der Tradition von Edmund Husserl, Alfred Schütz und Jürgen Habermas relational als Topologie entwirft und damit einen Weg sucht, den universalen Begriff der Lebenswelt zu pluralisieren. Die Erschließung des Erfahrungsraums dient dem Autor als heuristisches Integral zwischen Universalität und Partikularität menschlicher Erfahrungen. Ziel dieser auf phänomenologische und strukturalistische Theorien zurückgreifenden Studie ist es, eine vermittelnde Position zwischen Lebenswelttheorien auf der einen, und Lebensweltempirie auf der anderen Seite einzunehmen (Kauppert 2010, 189). Die autobiographische Erzählung wird dabei als originäres Medium des Weltzugangs und der Weltaneignung begriffen, wodurch diese als ein grundlegendes „lebensphilosophisches Phänomen“ – wie etwa bei Thomä (2007) oder dem späten Foucault (2007) – konzeptualisiert wird. Kauppert befreit die Erfahrungsdarstellungen in der autobiographischen Erzählung dadurch theoretisch aus ihrem engmaschigen empirischen Korsett und qualifiziert sie so als eine zentrale Quelle soziologischer Forschung, die als Gegenstand nicht nur auf die Biographieforschung beschränkt bleibt.

Im ersten Teil setzt sich Kauppert mit den gängigen Methoden bzw. Methodologien der soziologischen Biographieforschung auseinander. Er unterzieht die unterschiedlich akzentuierten Ansätze von Fritz Schütze, Gabriele Rosenthal und Ulrich Oevermann einer detaillierten Kritik und deckt dabei die unausgesprochenen, jedoch für die Erschließung des Gegenstands „Biographie“ elementaren Annahmen auf, die alle drei Ansätze als Paradigmen miteinander teilen. Des weiteren zeigt Kauppert die Inkonsistenzen, Zirkelschlüsse und Paradoxien auf, die allen Verfahren hinsichtlich der Vorannahmen von „Erfahrung(sbildung)“ und Erzählung eingeschrieben sind, insbesondere die praktizierte methodische Überformung des Erfahrungsbegriffs, die in allen drei Ansätzen zu finden ist. Sein Befund: „Die Methodologien der soziologischen Biographieforschung sind von den ursprünglichen Fragestellungen, denen sie ihre Entwicklung verdanken, längst unabhängig geworden. Sie führen ein selbstgenügsames Eigenleben“ (25). Während Schützes Gegenstandserschließung die Differenz von Vergangenheit und Erzählung in der Biographie durch die Annahme der Homologie überwinde, gerate Rosenthal gerade wegen dieser Differenz in einen methodologischen Dualismus („Erleben und Erzählen“); Oevermann schließlich komme ohne diese Differenz aus, da diese im Begriff der „Interaktion“ eingeschmolzen werde, so Kauppert (74). Somit ist der Umgang mit Zeit(lichkeit) (und eben dem sozialen Raum) ein wichtiges Phänomen in der Biographieforschung, das es zu klären gilt. Aus dem nicht weiter problematisierten Vorrang der Methode resultiere jedoch, so Kauppert, eine theoretische Unschärfe, die der Komplexität dessen, was unter „Biographie“ zu verstehen sein könnte, nicht mehr gerecht werde. Ebenso wenig, so ließe sich ergänzen, bekommt die soziologische Biographieforschung die Vielfalt medialer For-

mate und Teilbereiche, in denen (Auto-)Biographisches erzählt, dargestellt und kommuniziert wird, mit dem herkömmlichen Methodenkanon in den Griff. Dies zeigt sich etwa an der unscharfen und wenig differenzierten Verwendung des kategorialen Begriffs „(Auto-)Biographie“ oder der Auffassung über die „Stegreiferzählung“.

Im zweiten Teil verfolgt Kauppert eine „Rückeroberung des Primats der Theorie vor der Methode“. Ziel dieses Abschnitts ist es, die Erfahrung von ihren präjudizierten methodischen Überformungen zu befreien, und diese zu einem „theoretischen Begriff eines in der Lebenspraxis verankerten Phänomens“ werden zu lassen (92). Damit wird die menschliche Erfahrbarkeit der Welt als grundsätzliches sozialphilosophisches Phänomen im Horizont der phänomenologischen Lebenswelttheorie in seinen breiten Variationen thematisiert und für die biographische Forschung erschlossen. Unterschieden wird dabei in subjektive und objektive Bezugsverhältnisse zur Welt: Während die ersteren auf die „im Inneren ausgetragene Robinsonade von Überraschungen, Krisen und Störungen im alltäglichen Welterleben“ verweisen (125) und von Erwartungen, Erfüllungen und Enttäuschungen geprägt werden, konzentrieren sich die objektiven Bezugsverhältnisse des Welterlebens auf die äußeren Einflüsse und Rahmungen menschlicher Erfahrungen im Alter Ego – im weitesten Sinne der äußeren Umwelt, in der sich Menschen selbst erfahren. Die vielfältigen Erfahrungen von Selbst und Welt werden als eine von außen stimulierte Reaktion begriffen, die erst in der Erfahrung von Differenz entstehen können. Die Stimulation zur Erfahrung von Selbstverhältnissen in der Differenz kann denkbar viele Gründe – von der privaten bis zur institutionellen Praxis – aufweisen. Damit wird von Kauppert die Konstitution möglicher Erfahrungen von ihrer Narrativierung theoretisch differenziert, ohne jedoch deren Konnex poststrukturalistisch aufzukündigen.

Daraus resultiert im dritten Teil die Diskussion um die Narrativierung von Weltverhältnissen unter Einbeziehung lebensweltlicher Konzeptionen, die Erfahrungen erst in eine kommunizierbare Form bringen. Dazu diskutiert Kauppert zunächst die Grundlagen der (sozial-)phänomenologischen Lebenswelttheorien, die nicht auf empirische Erfahrungsräume des Biographischen übertragbar sind. Kauppert kommt auf diese Weise zu dem Schluss, dass weder Edmund Husserl noch Alfred Schütz oder Jürgen Habermas trotz unterschiedlicher Konzeptualisierungen eine angemessene Methode zur Erschließung subjektiver Lebenswelten als Erfahrungen eines Ich-Erzählers in der (auto-)biographischen Erzählung aufzuzeigen in der Lage sind. Die empirische Varianz und Vielfalt menschlicher Erfahrungen lasse sich durch die „ex cathedra deduzierbare(n) Invarianten [der Strukturen der Lebenswelt, C.H.] mit universeller Reichweite“ nicht erreichen, so Kauppert (213). Um diese Lücke zur Empirie zu überwinden, wird nun der Begriff des Erfahrungsraums eingeführt.

Im vierten Teil verdeutlicht Kauppert, wie sich der Begriff des Erfahrungsraums in der autobiographischen Erzählung erschließen lässt. Mit diesem Schritt werden Erfahrung und Erzählung, anders als in der soziologischen Biographieforschung, differenziert: Die Abfolge der menschlichen Erfahrungen, sofern man von einer derartigen Ordnung überhaupt sprechen kann, folgt damit nicht zwangsläufig der narrativen Logik einer autobiographischen Erzählung (womit Kauppert sich in Richtung poststrukturalistischer Narratologie und Repräsentationskritik bewegt, diesen Schritt jedoch nicht vollzieht und seine Folgen für den Gegenstand „Biographie“ nicht weiter diskutiert). So ist die narrative Erfahrungskonstruktion nicht als Analogon zur menschlichen Erfahrungsbildung im Ablauf von Lebenszeit zu betrachten, wie dies

im Ansatz von Schütze oder im Dualismus bei Rosenthal der Fall ist, sondern als gegenwartsgesättigtes Phänomen ohne Anspruch darauf, tatsächliche Erfahrbarkeit von Welt in der Erzählung (abbildungsgleich) zu spiegeln (was bereits in den 1990er Jahren als „Homologiethese“ der soziologischen Biographieforschung von Armin Nassehi und Heinz Bude kritisiert wurde). Unter diesen Bedingungen bedarf der Gegenstand „Biographie“ sicherlich weiterer theoretischer Diskussionen und Ausdifferenzierungen vor allem in Richtung Kontextualität, Medialität, Kommunikation, Diskursivität, Fragmentierung und Darstellungsmöglichkeit.

Im abschließenden empirischen Teil wird die exemplarische Analyse einer autobiographischen Stegreiferzählung anhand eines aus einem Forschungsprojekt entnommenen Einzelfallinterviews durchgeführt. Dabei werden die zeit-/räumlichen Koordinaten von Erfahrung und Wissen herausgearbeitet und strukturalistisch auf wesentliche Dimensionen des sozialen Erfahrungsraums verdichtet. Dabei dient der empirische Teil weniger einer umfassenden Darstellung von empirischen Forschungsergebnissen dieses Projekts, sondern vor allem der Überprüfung und Veranschaulichung des Deutungspotentials, das sich aus der vorherigen theoretischen wie methodologischen Reformulierung des Zusammenhangs von autobiographischer Erzählung und Erfahrungsbildung ergibt.

Die Untersuchung von Kauppert besticht vor allem durch ihre differenzierte und überzeugende Kritik an den herkömmlichen Ansätzen der soziologischen Biographieforschung, deren latente Paradigmen und Methodenzentrierungen in der gegenwärtigen Praxis deutlich herausgearbeitet werden. Ebenso überzeugend ist die berechtigte Forderung nach einer Rückgewinnung der Theorie vor aller Methodenfixierung, die die Vielfältigkeit dessen, was menschliche Erfahrung im Verlauf eines Lebens und während ihrer (Re-)Konstruktion alles bedeuten kann, aufzeigt. Schließlich verdeutlicht Kaupperts Untersuchung, was der Begriff „Biographie“ konzeptuell neben dem bislang erreichten Stand der Forschung in Zukunft zu leisten in der Lage ist, wenn dieser nur in seiner Pluralität und Heterogenität offen und reflexiv verwendet wird. Hinsichtlich des theoretischen (und scheinbar ontologischen) Fundaments einer auf dem Begriff der Lebenswelt aufbauenden Erfahrung und vor allem des Rückgriffs auf den Strukturalismus bleiben hingegen in Bezug auf die Erschließung neuer methodologischer Perspektiven Zweifel bestehen. Obwohl theoretisch die Relationen zwischen Erfahrungsbildung und Erfahrungsnarration, wie sie für die soziologische Biographieforschung kennzeichnend sind, infrage gestellt werden, nähert sich Kauppert in der Generierung seines empirischen Fallbeispiels (einer „autobiographischen Erzählung“) dann doch wieder der Schütz'schen Methode an (245) und führt diese über sich selbst hinaus. Während Schütze jedoch die „Prozessstrukturen der autobiographischen Stegreiferzählung“ rekonstruiert, verfährt Kauppert strukturalistisch in der topologischen Vermessung des autobiographischen Erzählraums narrativer Erfahrungen und arbeitet mit dem Begriff der Repräsentation. Im Anschluss an die zutreffende Kritik der biographischen Methodenfixierung und der Forderung einer Entkopplung von Erfahrungsbildung und Erfahrungsnarration wäre jedoch eine poststrukturalistische und repräsentationskritische Argumentationslogik aus meiner Sicht weiter zu entfalten gewesen. Es ist jedoch zuzugeben, dass hier unterschiedliche Ansätze zur Entfaltung gebracht werden können. Damit bleibt sowohl in Bezug auf die Quellen („Mündlichkeit“, Interview) sowie in Bezug auf die damit zusammenhängende Einschränkung auf Alltagserzählungen, die scharf von literarischen, visuellen oder audiovisuel-

len Formen zu unterscheiden sind, die Arbeit zumindest in dieser Perspektive innerhalb der vertrauten soziologischen Biographieforschung verhaftet. Um die Forderung Kaupperts nach einer Rückgewinnung der Theorie vor der Methode weiter treiben zu können, bedarf es aus Sicht der soziologischen Biographieforschung weiterer zukünftiger Anstrengungen, um verschiedene Textsorten und Gattungen nicht nur inhaltlich, sondern vor allem auch als unterschiedliche Medienformate in Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Bild und Film zu differenzieren. Erst wenn Muster der Erzeugung von „Leben“ und „Erfahrung“ in verschiedenen Medienformaten erschlossen werden können, ist eine Anbindung an gesellschaftliche Diskurse über (Auto-)Biographie und Erfahrung sowie deren sich historisch wandelndes Verständnis in Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Visualität und Audiovisualität in Zukunft möglich.

LITERATUR

- Foucault, Michel (2007): *Ästhetik der Existenz – Schriften zur Lebenskunst*, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- Thomä, Dieter (2007): *Erzähle dich selbst – Lebensgeschichte als philosophisches Problem*, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.

Carsten Heinze

Heidrun Herzberg und Eva Kammler (Hg.): Biographie und Gesellschaft: Überlegungen zu einer Theorie des modernen Selbst. (Reihe „Biographie- und Lebensweltforschung“ des Interuniversitären Netzwerkes Biographie- und Lebensweltforschung <INBL>; Bd. 10.) Frankfurt a.M./New York, NY: Campus-Verlag, 2011, 510 S., 49,90 €

Die Herausgeberinnen dieses Sammelbandes begreifen Biographien als sozial konstruiert. Der einzelne Mensch wird dabei als aktiver Hersteller verstanden, der auf jeweilige soziale Problemlagen reagiert. Thema des Bandes ist, wie Individuum und Gesellschaft bei der Biographiekonstruktion, bildlich gesprochen, ineinandergreifen. Welche Beiträge kann Biographieforschung hierzu leisten? Wie kann Biographieforschung an komplexe Gesellschaftstheorien anschließen und die sozialen Bedingungen von Biographien klären? Insgesamt sollen die Artikel des Sammelbandes zu einer Theorie des modernen Subjekts beitragen – ein Bild des Subjekts, das die Herausgeberinnen gegen andere zeitgeistige Strömungen aufrechterhalten wollen.

Das Buch ist eine Festschrift, und zwar zur Emeritierung von Peter Alheit als Professor für Allgemeine Pädagogik mit dem Schwerpunkt außerschulische Pädagogik (Göttingen), der sich als Biographieforscher einen Namen gemacht hat. Beide Herausgeberinnen haben seit den 1990er Jahren mit ihm kooperiert. Heute ist Heidrun Herzberg Fachhochschulprofessorin für Pädagogik und qualitative Sozialforschung, Eva Kammler arbeitet in der Erwachsenenbildung und Lehrerfortbildung. Dass der Sammelband eine Festschrift ist, um Peter Alheit „zu ehren“, erfährt man erst in der Einleitung der Herausgeberinnen (11).

Der Band besteht aus dieser Einleitung und 23 Beiträgen – 9 davon auf Englisch. Sie sind vier Teilen zugeordnet, die drei bis acht jeweils unabhängige Beiträge umfassen. Die Teile sind überschrieben mit „Teil I: Zur gesellschaftlichen Rahmung von Biographie“, „Teil II: Biographische Arbeit – Biographisches Lernen“, „Teil III: Zur Theoriebildung der Biographieforschung“ (der umfangreichste Teil) und „Teil IV: Biographie in europäischer Perspektive“ (der kürzeste Teil).

In ihrer Einleitung gehen die Herausgeberinnen zuerst auf die Biographie Peter Alheits ein. Dabei werden bereits die Beziehungen zu einem Teil der Beitragenden des Sammelbandes deutlich. Es schließen „Überlegungen zu einer Theorie des modernen Selbst“ an (zugleich Untertitel des Buches); sie beschränken sich allerdings auf gut eine Seite Text. Darin wird ein Zitat von Peter Alheit und Bettina Dausien ins Zentrum gestellt, und zwar dazu, worum es heute in der Biographieforschung gehen sollte: um die Erhellung der Biographie als soziale Konstruktion und nicht mehr um den Verlauf von Biographien an sich. Im größten Teil der Einleitung werden sodann die Beiträge des Sammelbandes vorgestellt.

Natürlich ist in der vorliegenden Rezension nicht der Raum, um auch nur jeden dieser Beiträge zu erwähnen. Ich gebe deshalb im Folgenden bloß einen charakterisierenden Überblick über die vier Teile des Bandes und greife einzelne Beiträge nur etwas mehr heraus, sofern sie meinem eigenen Interesse als Erziehungswissenschaftler besonders entsprechen.

Im Mittelpunkt des ersten Teils steht die soziale Konstruktion des Biographischen. Es werden unter anderem analysiert: die Erzählung des Selbst zu unterschiedlichen Zeitpunkten der vergangenen Jahrzehnte, wobei sie in Abhängigkeit von den verschiedenen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhängen betrachtet wird; es wird weiter der Begriff Biographie in bildungspolitischen Diskur-

sen der Bundesrepublik seit Mitte der 1990er Jahre untersucht; ein Beitrag handelt von der grenzüberschreitenden Bedeutung des Begriffs Zivilgesellschaft, der früher mit dem Nationalstaat verbunden wurde und der heute unter globaler Perspektive wahrgenommen wird, und zwar von Individuen und Bevölkerungen unterschiedlicher politischer und sozialer Herkunft; der Schlussbeitrag dieses Teils befasst sich mit der Milieuforschung und der Frage, welche Bedeutung sie für die Zielgruppenkonstruktion in der Erwachsenenbildung haben kann.

Unter allgemeiner erziehungswissenschaftlicher Perspektive ist zum Einstieg der Beitrag von Margret Kraul interessant über „Biographien in der Pädagogik“. Sein Untertitel lautet: „Lebensgeschichten in pädagogischer und disziplingeschichtlicher Reflexion“ (121-138). Dieser Beitrag eröffnet den Teil „Biographische Arbeit – Biographisches Lernen“, in dem es um die fassbaren biographischen Erfahrungen einzelner Menschen gehen soll. Im Beitrag selbst werden „verschiedene Zugriffsweisen auf Autobiographien [...] unter erziehungswissenschaftlichem Aspekt diskutiert und auf ihre jeweilige Verwendung hin befragt“ (122). Drei Blickwinkel führt die Autorin an:

(1.) „ein historisches Interesse an Erziehung, das Autobiographien als Quellen nutzt, die ein umfassendes Bild vergangener Zustände und der vermeintlichen Erziehungsrealität entstehen lassen“; „eng verbunden“ sei damit „die disziplin-historische Frage, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen auf welche Ereignisse in Autobiographien rekurriert wird“ (ebd.).

(2.) Wenn „einzelne Personen und Gruppen in den Mittelpunkt“ gestellt würden, sodass „die individuelle Entwicklung und ‚Selbstfindung‘ von Personen, vermittelt in und über Lebensgeschichten, [...] im Vordergrund“ stehe; zu diesem Blickwinkel rechnet Kraul aktuell auch „die Generationenforschung, die Biographien von Menschen, deren Leben unter ähnlichen individuellen und zeithistorischen Bedingungen verläuft, aufgreift“ (ebd.).

(3.) Ferner seien „Lebensgeschichten theoriegenerierend für Sozialisations- wie Identitätstheorien“; jedoch diesen Blickwinkel in den Beitrag des Sammelbandes „aufzunehmen bedürfte es einer weiteren Abhandlung“ (136).

Kraul spricht ebenso ein praktisches pädagogisches Interesse an, und zwar unter den Stichworten „Winke für Erzieher“; dies betrifft „die Frage [...], ob, und wenn ja, was aus Geschichten und aus der Beschäftigung mit ihnen zu lernen ist“ (122). Solche Hinweise sind auch in weiteren Beiträgen enthalten, die sich dann auf eingegrenzte pädagogische Praxen beziehen – beispielsweise bei Rineke Smilde: „Musicians Reaching out to People Living with Dementia: Perspectives of Biographical Learning“ (229-244). Es geht um ein Projekt aus Großbritannien (Music for Life), bei dem Musiker mit dementen Menschen und deren Pflegepersonal im Heim arbeiten, und zwar in Form kreativer Workshops. Die Entdeckung oder Wiederentdeckung der Person hinter der Demenz sei das besondere Ziel. Zur wissenschaftlichen Exploration werden Feldnotizen von Beobachtungen herangezogen, die mit Interviews und schriftlich festgehaltenen Reflexionen gekoppelt sind. Die Autorin konzentriert sich in ihrem Beitrag auf ein Beispiel – wobei nicht nur der Lernprozess einer Heimbewohnerin ins Zentrum gestellt wird, sondern auch die Lernprozesse der beteiligten Musiker betrachtet werden.

Solche Lernprozesse des (pädagogischen) Personals seien für eine professionelle Tätigkeit wichtig. Das ist eine These, die Wolfram Fischer in einem der weiteren Beiträge des zweiten Teils vertritt („Biographical Reconstruction as Applied Know-

ledge or Professional Competence?“, 245-261). Die professionelle Tätigkeit beinhalte ein hohes Maß an biographischer Arbeit. Gleichmaßen gehörten biographisches Wissen und biographische Kompetenz zur Professionalität dazu. „If biographical competence of the professional is at work, then biographical competence *of the clients* has a chance to be developed and to support their own biographical re-constructions.“ (259; Hervorhebung im Original)

Insgesamt streuen die Beiträge des Sammelbandes breit zwischen Erzählerischem, qualitativer Empirie (mit wenigen Fällen oder einem umfangreichen Korpus) und der Theorie. Die starke Vertretung der Theoriebildung ist dabei nochmals erwähnenswert. Gleichsam programmatisch beginnt der dritte Teil mit einem Beitrag über „Biographische Perspektiven zwischen Empirie und Gesellschaftstheorie“ (Thomas Göymen-Steck, 265 ff.). Weitere Beiträge handeln von der Forschung mit unterschiedlichen Heuristiken – etwa mit systemtheoretischen, Bourdieuschen oder generationstheoretischen Prinzipien zur Auffindung neuer Erkenntnisse.

Eine im Sinne des Buchtitels zentrale Frage stellt Andreas Hanses in diesem dritten Teil: „ob es denn ein Subjekt in der Biographie geben kann“ angesichts gesellschaftlicher Konstruktionen von Wirklichkeit und wie dieses Subjekt „zu beschreiben und zu begründen wäre“ (Beitragstitel: „Biographie und Subjekt – Annäherungen an einen komplexen und widerspruchsvollen Sachverhalt“, hier 334). Der Anspruch, den Hanses dabei an seinen Beitrag anlegt, gilt tendenziell für einige der in diesem Teil des Buches versammelten Beiträge: Es könne hier „keine Grundlegung gesetzt werden“; vielmehr würden „nur cursorische, aber dennoch bedeutungsreiche Aspekte vorsichtig entwickelt“ (ebd.).

Im relativ kurzen vierten Teil des Sammelbandes, zur europäischen Perspektive, wird unter anderem die Relevanz unterschiedlicher kultureller Voraussetzungen und Annahmen diskutiert. Das geschieht vor allem in Pierre Dominicés Beitrag: „The Cultural and Intellectual Dialogue between Northern and Southern Europe: a Remaining Challenge for Biographical Research“ (459-473). Der Autor sieht in den Unterschieden insgesamt einen Schlüsselfaktor, dem noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das reiche hin bis zu erkenntnistheoretischen Differenzen.

Um nun zur Bewertung zu kommen: Die ganz besondere Weite des Rahmenthemas wird nach Auffassung der Herausgeberinnen markiert durch den sehr „großräumige[n]“ Titel“ des Sammelbandes (Einleitung, 15) „Biographie und Gesellschaft“. Aber auch die Begriffe des Untertitels wie Moderne und Selbst bleiben vielschichtig – auch wenn damit eine „Präzisierung“ erreicht werden sollte (ebd.). Die ausgesprochen knappen Überlegungen der Herausgeberinnen zu einer Theorie des modernen Selbst geben hier nicht genügend Anhaltspunkte. Auch die Beiträge selbst sind mit durchschnittlich kaum 20 Seiten Länge zu kurz gehalten, um systematische Ansprüche in dieser Hinsicht immer einlösen zu können.

Entsprechend ist es den Herausgeberinnen nicht gelungen, die Beitragenden durchgängig auf eine Theorie der Moderne oder des modernen Selbst zu verpflichten. Die Rede ist in einigen Beiträgen von der Postmoderne als der Verfasstheit unserer Realität oder vom Postmodernismus als eine Vision beziehungsweise, entgegengesetzt, auch als Verfallsform. So finden sich Stichwörter wie „Zeit der beginnenden Postmoderne“ (133), „our post-modern world“ (464), „postmodernism“ (397, 426) oder „the emergence of postmodernism“ (400), „postmodern life“ (229) oder „the

postmodern subject“ (217). Dabei werden aber ebenfalls keine ausgearbeiteten Konzepte vorgestellt.

Insgesamt streuen die Themen der Beiträge sehr breit, wie bei einer Festschrift durchaus üblich. Die Gemeinsamkeit und Verbundenheit mit dem zu Ehrenden steht dabei mitunter im Vordergrund. Demgemäß wird auch Älteres präsentiert, etwa die (erstmalige) Niederschrift eines zehn Jahre alten Kongressvortrags. Oder es wird etwas schon Publiziertes, leicht gekürzt und überarbeitet, nochmals abgedruckt, selbst wenn das Original bereits vor 17 Jahren erstveröffentlicht wurde. Solche Eigenarten der Textgattung lassen es wünschenswert erscheinen, dass der Sammelband schon in den Titelangaben, spätestens im Einbandrückentext, als Festschrift zu erkennen ist. Andere Erwartungshaltungen würden dann weniger enttäuscht.

Des Weiteren bezeichnen die Herausgeberinnen das, was der Band liefert, nur als „Bausteine“ und „Anmerkungen“ (Einleitung, 16). Umso schätzenswerter wäre es gewesen, den Band mit einem Schlagwort- und einem Namensverzeichnis auszustatten, um Leserinnen und Leser ihren eigenen Weg durch den mit 510 Seiten doch recht umfangreichen Sammelband zu erleichtern und auch ein gezielteres Suchen nach bestimmten Aspekten zu ermöglichen.

Dennoch ist den Herausgeberinnen alles in allem eine beeindruckende Festschrift gelungen: nicht nur, was die Breite der Darstellung betrifft, sondern besonders in der Vielfalt und Internationalität der Autorinnen und Autoren. Allerdings ist daraus auch thematisch eine recht bunte Mischung entstanden, die Leserinnen und Leser mit einem stärker systematischen Interesse enttäuschen könnte. Die Qualität der Beiträge und die Ansprüche, die sie an das Vorwissen stellen, sind je nach Herangehen und Absicht der Beitragenden unterschiedlich; erschwert werden könnte die Rezeption zudem durch die recht vielen englischsprachigen Texte.

Christian Beck